

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

An den Ufern des Rheins vom Bodensee bis zu den Niederlanden

Wolf, German

Leipzig, [ca. 1900]

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-253827](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253827)

denn während die gerade Entfernung von Trier bis Koblenz etwa 100 km beträgt, umfasst zwischen beiden Stützen die Linie an den Ufern des Flusses 182 km, von Metz bis Koblenz 304 km. Die meisten der Krümmungen sind sehr kurz, und fast immer kehrt der Fluss, grössere und kleinere Peloponnesse bildend, sehr bald in einer anderen Richtung zurück, ja öfter als einmal wendet er sich nach stundenlangem Laufe fast wieder an die alte Stelle hinan, wie z. B. zwischen Berncastel und dem betriebsamen und wohlhabenden Trarbach, oder ganz besonders bei den Ruinen des Klosters Marienburg, deren ansehnliche Höhen eine das Erstelgen überaus lohnende Aussicht auf das Moseltal gewähren.

Hierdurch entstehen nicht selten auf beiden Uferseiten der Krümmungen schnelle Wechsel der reizendsten Gegensätze: auf der einen Seite oft hoch aufsteigende Bergabhänge, von oben bis unten mit dunkeln Büschen bedeckt, oder vielfach terrassierte Felsgelände mit zahllosen Weingärten geschmückt, und dann und wann durch Kahlheit auf der Höhe nur noch mehr den Gegensatz der belebten unteren Talwand behebend, oder hinwärtens auf einem besonders schroffen Vorsprunge eine alte Burgruine — und auf der andern Seite eine flache Halbinsel mit grünen Wiesenplätzen, mit weidendem Vieh, mit kleinen Aeckern, und rings am Saume des niedrigen Flussufers die Flecken und Dörfer, nicht selten aus dem Verstecke von dichten Waldbuss- und Kastaniengärten freundlich hervorblickend.

Glückselig Völk! Wie herrlich lebt sich's hier
Auf dieser Landschaft seltsamsteren Bühnen,
Wo bald in schillernd schwarzer Blaus Der
Hochstammig dichte delfe Wälder grünen,
Wo bald aufwärts fast in kaltem Graun
Die Felsensteppen, die selbstig löthren,
Wo bald, absteigend von der Hücheln Blau
Wienberge, stillgepflegt, lockermüthig ruhn,
Und wo diebaun in der warmen Ait
Obstbaum stängelnre Früchte reifen!

Durch solche Szenen zieht der weisse Fluss,
Mit Lust bisplaudernd lange weite Stunden,
Und wie er wunderbar antritt Kom von Kies,
Nest wind es Füll und Regen hartig mannen,
Die wachet auf des Gipfels oft und steunt,
Wie vielfach wunderbar er sich gewunden
Und durch die Täler trische Klänge ruhen;
Die sehr ihn tanzend flücht leicht umschlingen,
Die sehr ihn immer gut und festgelassen
Auf seiner First behafte Klüfte betagen.

(Wolgang Müller.)

Der erste Ort moselwärts, der die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, ist **Winnigen**, wo der trefflichste Moselwein schier in Strömen fließt. Der Wandersmann, der hier, wie sich's gebührt, einen herzhaften Willkommen-Trunk tut, wird andern Morgens zu seiner Freude gewahr, dass der Moselwein zu den goldnen Beichvätern gehört, die keine schwere Basse auferlegen. Wer lieber mit dem Auge als mit der Zunge die Schönheit der Welt zu geniessen pflegt, wird in dem abertümlichen **Cobern** Halt machen, um zur Burgkapelle zum heil Matthias zu pilgern, die ein Wunder der Baukunst ist, in welchem romanischer Stil mit orientalischem überladener Zier einen seltsamen Elohund eingegangen ist. An ein Wunder der Kriegsgeschichte gemahnen die beiden mächtigen Türme des verfallenen Schlosses Thurant, die den wohlerhaltenen alten Ort **Aiken** überragen.

In den Jahren 1246 bis 48 wurde diese Veste von kurtrierischen und kurkölnischen Truppen belagert. Besonders die letzteren waren keine Freunde der Entbehrungen des rauhen Kriegerlebens. Warum sollten sie dürsten inmitten des gesegneten Weinlandes. So begannen die Belagerer sich mehr mit dem Wein als mit der trotzen Burg zu beschäftigen. Und sie nahmen dieses Geschäft gar ernst . . .

Die Köcher sauen hoch kein Glas
Und klagen mit dem Becher,
Kein Schleichendel der Nigen war,
Ein Trübsal hoher Zeichen,
Verstet die Herr der Pflanz stand
Wohl auf der Zaun von Thurant.

So stehen's flücht Nacht die Nacht
Und Tag die Tag die Frühen,
Den Pflanz ward manch' Hoch gebracht,
Aerntet sie zu heischen;
„Zur Wäldlein, Herr von Pflanzland,
Gehet' das Wasser von Thurant!“

Ein gutes Jahr es legen vor
Der Burg die Köcher Zeichen,
Und sich ersehnt es hat im Chor
Kein Klang der vollen Zeichen:
„Herrn, heuss, Herr Kommandant
Und stehet die Burg Thurant!“ . . .

(L. Weyden.)

Bald türmt sich ein Wall von leeren Weinfässern um die Burg Thurant. Und als man nachher den Konsum berechnete, fand sich, dass die tapferen Kriegsmänner nicht weniger denn dreitausend Fuder Wein getrunken hatten. Niemals wieder hat das Moseltal solche trinkfesten Männer beherbergt.

An dem anmutigen Brodenbach und Hatzesport vorüber gelangen wir nach **Moselkern**, in dessen Nähe in stillem Waldfrieden noch ein Stück unberührten Mittelalters sich erhalten hat: das märchenhafte Schloss Eitz, das von keiner zerstörenden Hand entweiht worden ist. Jahrhunderte lang ist an diesem entlegenen Waldschloss gebaut worden. Fast sieht es aus, als habe jede Generation der Burgherren das Schloss um ein paar neue Türmchen und Erker bereichert, so reich ist dieser Bau an allerlei Zieraten. Die alles verwandelnde Zeit hat dieses Schloss anscheinend ganz vergessen, und man wundert sich durchaus nicht, zu hören, dass es bis auf den heutigen Tag in der Hand ein und derselben gräflichen Familie geblieben ist. Nicht so glücklich ist die Burg Cochem; sie ist im Jahre 1994 von unseren getreuen Nachbarn hart mitgenommen. Indessen ist sie in neuerer Zeit wieder aufgerichtet worden und hält Wacht über das malerische Kreisstädtchen gleichen Namens, das sich eng an die Bergwand anschmiegt.

Mit ihrem mächtigen Warturm, ihren schlanken Mauertürmchen, ihren hübschen Erkern ist Cochem eine der schönsten und imposantesten Burgen des Moseltales. Das Städtchen zu ihren Füßen hat noch viel abfränkische Häuser und altmodische Leute, die mit manchen Schildbürgerstücken genockt werden.

Uebrigens fühlen sich die Fremden hier in der Regel bald heimisch und „heimlich“ und die Moselreisenden machen hier gern ein paar Tage Rast.

In mein Flöckchen, wenn Lärchen dort,
Wie wachet ihr vergnügt, mühselich, trübselich!
Den lichten Wanderer grüsst Ort auf Ort,
Und jede Wohnung grüsst ihn selbstlich:
Wie gerne wüßte er froh, wo ihr auch seht:
Es liegt das ganze Tal so grün beschaulich,
Er blüht schon gestern und er blüht noch heute;
Auch morgen laßt es ihn noch zu blühen,
Und heute er laßt, wie hat's die grüne:
Wie eine Wirt für die Tage zu vermöhen!

(Wolgang Müller.)

Auf der Marienburg, zu der wir von Aik aus gelangen, erfreut sich der Wanderer des Anblicks einer doppelten Mosel. Mag er nach Osten oder nach Westen in die Täler hinabschauen, auf beiden Seiten erblickt er in der Tiefe ein Flussbett, und auch der fernste Horizont verrät nicht, dass es die Schlangenwindungen ein und desselben Flusses sind. Die Marienburg selbst ist architektonisch eine unbedeutende, wenn auch überaus romantische Ruine, aber um so grossartiger ist das landschaftliche Bild, das sie umgibt. In diesen stillen Tälern wohnt der Frieden, leuchtenden Perlen gleichen liebliche Dörfer, in das Grün der Matten gefasst, und die grünen Weiden wieder sind umgrenzt von dunkeln Waldungen, und durch dieses anmutvolle Gelände zieht sich der neckische Lauf der Mosel.

So ist die Marienburg eine der hervorragendsten Punkte des ganzen Moselgebiets. Nördlich von Aik in einem Nebental der Mosel ist gleichfalls ein vielbesuchter Ort gelegen: Bad **Bertrich** im Uessal. Die Landschaft trägt bereits ganz den vulkanischen Charakter der Eifel. Es finden sich in diesem „Mosel-Carlsbad“ warme alkalische Quellen, welche bereits von den baderkundigen Römern aufgesucht wurden. Um seiner wirksamen Heilbäder und Trinkbrunnen, sowie um seiner überaus anmutigen Lage willen, wird das kleine Bertrich, das ein idyllisches Karhaus besitzt, im Sommer von vielen Kurgästen aufgesucht, deren Zahl die der Eingewessenen oft um das Fünffache übertrifft.

In **Trarbach** treten wir in das Gebiet der Obermosel, wo ein weinberühmter Ort auf dem andern folgt. Trarbach selbst mit seinem auf der andern Seite des Flusses

gelegenen Schwesterort **Traben** gehört freilich noch nicht zur eigentlichen Wein-Aristokratie. Auch Zeltingens Adel ist noch nicht einwandfrei. Aber dann kommen die Grandseignours: Bernkastel, Josefshof, Graach, Grünhaus, Brauneberg, Ohligsborg, Flisport, nebst ihren hochgeborenen Anverwandten. Vom Bernkastler Doktor weiss Ludwig Braunfels ein hübsches Lied zu singen:

Der Ritter mit dem Bergkaps
Sitzt in dem tiefen Keller;
Er sticht sein bestes Oberton an
Bernkastler Muskateller.
„Herr Pater, Ihr sind wohl und krank,
So schaut nun, schaut von diesem Trank,
Das ist der beste Doktor!“

„Für Euren Wein sag' ich Euch Dank,
Wie soll' er heut mir mauchen?
Mein guter Bischof sagt es krank,
Als krank' er mir geschmeckt.
Er hat durch's Land umhergemacht
Wer ihm das beste Fieber kauft,
Das ist der beste Doktor.“

„Der Bischof ist ein besser Held!“
So auf der Kniee sagen,
„Hat sich bei Spandern auf dem Feld
Aus Feinden 'rausgeschlagen.
Ich will ihm zahlen seinen Dank,
Ich gib' ihm ein von diesem Trank,
Das ist der beste Doktor.“

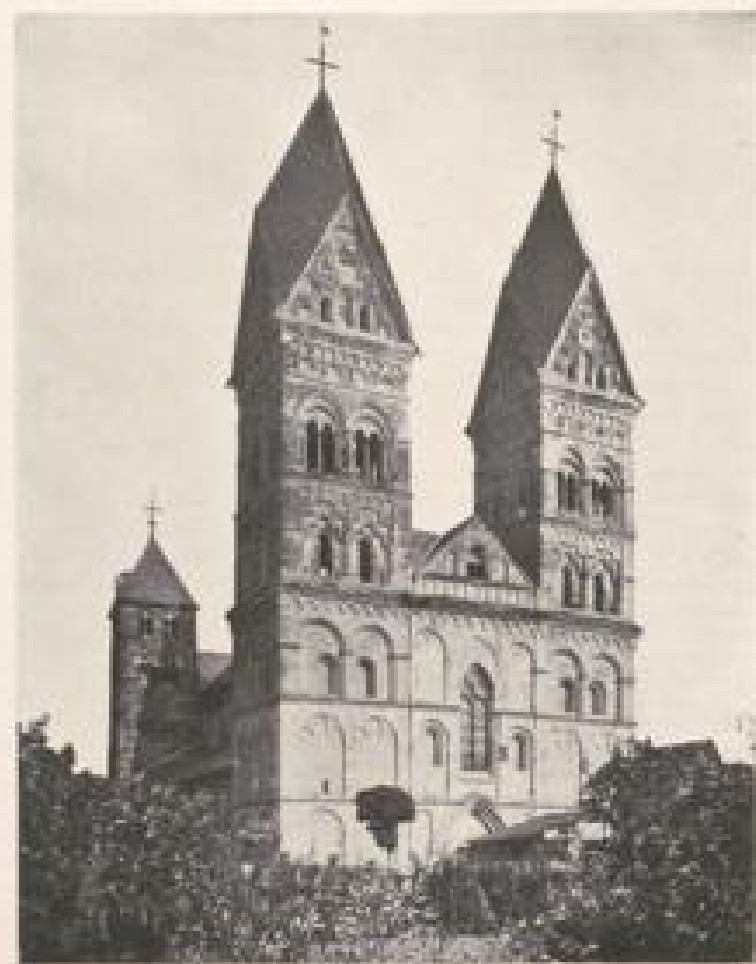
Noch einmal trinkt er's alle Nae
Mit glänzend roten Blicke,
Dann hebt er das gewalt'ge Fass
Auf seinen breiten Rücken.
Er trägt's zum Bischof Hofmann!
„Der Wein, der fließt aus diesem Spand,
Das ist der beste Doktor!“

Der Bischof hört's in gutem Mut,
Lässt die Arme sich abwucken,
Das grosse Maßkrüge in
Den braunen Mann nicht abwucken;
Er nickt, er sag' er halt vom Spand:
„Der Wein, der Wein macht mich gesund,
Das ist der beste Doktor!“

Von haben unser Bischofs Kra
Viel Kranke nachprobiert,
Die stung Fass „Bernkastler“ aus
Hat jeden gleich kuriert.
Zapft an den besten Doktorwein:
Be kranken Brüder, schenkt Euch ein!
Das ist der beste Doktor!

Wer auf einem Moseldampfer von Trarbach kommend, kurz unterhalb der alten Moselbrücke mit ihren zweitausendjährigen Pfeilern den Boden **Triers** betritt, der mag wohl sein Haupt entlösen, denn sein Fuss steht auf der ältesten Kulturstätte des Vaterlandes. Hier hatten die Kelten bereits den Vorart eines mächtigen Gemeinwesens, als Cäsar im Jahre 56 v. Chr. siegreich in diese Gegend vordrang. Trier wurde bald eine römische Stadt. Zu den Kastellen der Soldaten gewelben sich Villen und Gärten römischer Privatleute. Die Weinrebe wurde gepflanzt, Trier wurde die Hauptstadt des ganzen nördlichen Galliens, einer der wichtigsten Punkte des ganzen römischen Besitzes nördlich der Alpen.

Ja, es ist wiederholt kaiserliche Residenz gewesen, Constantin, Maximilian, Constantius und Valentinian hielten hier ihr Hoflager. Trier wurde das Rom des Nordens. Und alle Pracht und aller Reichtum römischer Kultur kam hier zur vollsten Entfaltung.



KIRCHE ZU ANDERNACH

gefügt hat und dann die — wenn auch durchaus nicht arme — Gegenwart dieser Stadt betrachtet, so möchte man wehmütig über den Wechsel aller menschlichen Dinge klagen. Aber wir denken alsdann an die Erfahrung, die der Landmann macht: nachdem der Acker jahraus, jahrein reiche Ernten gebracht hat, bedarf er der Ruhe, dass seine Lebenskräfte sich wieder sammeln. Auch diese Stadt ist einem fruchtbaren Acker vergleichbar, hier kehrte die Saat der Kultur, die in die deutschen Lande hineingetragen wurde, hier wurden die Samenkörner des christlichen Glaubens ausgestreut, als das übrige Deutschland noch zu Wotan und Thor betete; sollte dieser überschwinglich reiche Boden nicht eine Weile brach liegen dürfen, vielmehr brach liegen müssen, bis Trier berufen ist, aufs neue ein mächtiges

So kann Freiherr von Gagern mit Recht sagen, dass diese Gegenden „die einzigen auf deutschem Boden sind, wo die Gegenwart in der Vergleichung verliert, wo sonder Zweifel jene alte Pracht, Kultur, Zivilisation die unserige überweg.“ Keine Stadt Deutschlands und kaum eine andere Stadt des Abendlandes, ausser der ewigen Roma selbst, hat der Nachwelt grössere Reste des Altertums aufbewahrt als Trier. Porta nigra, Basilika, Römischer Kaiserpalast, Amphitheater, Römische Bäder, Dom, Liebfrauenkirche, nicht zu vergessen der kostbaren Altertümer des Provinzialmuseums — Welch unvergleichliche Reichtümer birgt diese Stadt in ihren Mauern. Welche ehrwürdige, Stein gewordene Geschichte schaut uns in diesen Strassen und Gassen entgegen.

Bauerwehre sagen rings noch kolossal
Und geben Zeugnis von den alten Tagen;
Cham-Paläste starrten grau und kalt,
Nicht konnte Zerstörung sie ganz ausschlagen.
Die Säulen stehn durch's schwarze Röhren,
Ich sehe noch die Wasserleitung sagen,
Die dunkeln Götter heben sich erheben,
Ich höre von den prächt'gen Bädern sagen
Und von Theater, das der Mut erheben
Zum heissen Kampf der Tiere auf der Wagen!

Zwei munde Nacht wachte höher bald bemal,
An der lebendigen dämmrigen
So Zeit, wie Völler, doch im Jahreslauf
Ist schön und frisch die Moselbucht geblieben,
Das Mittelalter hat mit seiner Schrit
Hier manche Marke Millenat eingeschrieben,
Denn Baumgestirn treibt Aug' und
Die eine deutsche Kirche wieder Glücken;
Nur wenn zum alten Kelt die Nachen schiff,
Scherst du Felder, Lichtman zu verziehen!

(Wolfgang Müller)

Wenn man tagelang staunend und sinnend umhergewandelt ist und unser Geist die Mosalkstücke aus der Vorzeit Triers zu einem geordneten Gemälde zusammen-



ANDERNACH

Emporium der deutschen Kultur zu werden). Wir kehren nach Koblenz, der Moselstadt, zurück, die wir nun aber wieder als Rheinstadt begrüßen wollen.

Mit einem der hübschen kleinen Dampfer fahren wir nach **Vallendar** hinüber, das einen bemerkenswerten Dam und einige albertinische Häuser in der Nähe des Marktplatzes aufzuweisen hat. Gegenüber dem freundlichen Schloßchen Schönbühl ist eine romantische Klosterkirche gelegen; in diesem Kloster soll, so will es die Sage durchaus, Katharina v. Bora, Martin Luthers spätere Gemahlin, als Nonne gelebt haben. Es ist unerfindlich, wie diese Sage entstehen konnte. Schönmert sind die grossartigen DEster'schen Anlagen; hier soll Goethe sein liebliches Lied vom Heidenroslein gedichtet haben; das alte Städtchen wird von einem silberhellten Bach durchflossen; Kriegsleute, die daraus trinken, sind nach der Volksmeinung gegen feindliche Kugeln gefeit. Heute dient dieses wunderwürdige Wasser profanen Zwecken, indem es grosse Wäschereien speist und dem Linnen einen besonderen Glanz verleiht. Von Vallendar führt uns die Bahn über Engers (mit einem anscheinlichen Schloß) nach **Neuwied**. Der Name deutet schon an, dass es keine alte Stadt ist, die wir betreten. Ungefähr 1½ Stunden nordöstlich von Neuwied ist der Ort **Altewied** gelegen, die alte Stammburg der Fürsten von Wied. Vor etwa 250 Jahren verlegte diese fürstliche Familie ihre Residenz aus dem Seitental des Rheins an dessen Ufer. So entstand Neuwied seit dem Jahre des Westfälischen Friedens oder, nach anderen Berichten, seit dem Jahre 1633. Es ist somit eine der jüngsten Städte am Rhein. Was Neuwied zu einer anscheinlichen, grossen und blühenden Stadt gemacht hat, ist etwas, was vor zwei bis drei Jahrhunderten noch selten im deutschen Vaterlande zu finden war: die religiöse Duldsamkeit. Wenn auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Grosse Kurfürst, der eigentliche Begründer des modernen Toleranzstaates gewesen ist, so gehörte dem Grafen Friedrich von Wied-Neuwied der Ruhm, im Geiste seines grossen Zeitgenossen am Rhein ein kleines, aber im Sinne der Toleranz vorbildliches Gemeinwesen geschaffen zu haben. Er lud jedermann ein, sich zu Neuwied niederzulassen „ohne Unterschied der Religion und ohne einen Pfennig zu zahlen.“ Zu der Steuerfreiheit auf zehn Jahre kam noch die unentgeltliche Ueberlassung eines Grundstücks zur Erhaltung eines Hauses. So wurde Neuwied denn bald ein Sammelplatz fleissiger biederer Leute, die froh waren, hier ungestört auf ihre Weise Gott verehren zu dürfen. Arbeitsame, stille Menschen, heimlose verschüchterte Israeliten, katholische, kalvinische und lutherische Christen, später die phantastischen Inspirierten und noch später vor allem die Angehörigen der Herrnhuter Brüdergemeinde — alle fanden zu Neuwied eine freundliche, duldsame, neue Heimat. Und alle diese verschiedenen Gruppen haben mit der Zeit gelernt, aneinander die Duldsamkeit zu üben, die sie selbst gefunden hatten. Unter den Nachfolgern des weisen Begründers der Stadt ragt besonders der weitschauende Graf Alexander, der Schrecken seiner pedantischen Beamten, hervor. Er begann im Jahre 1757 den Bau des herrlichen Lustschlosses Monrepos bei Neuwied, war aber auch darauf bedacht, allzeit ein Mehrer der Stadt zu sein. Zu diesem Zwecke veranstaltete Sorensimus eine Häuserlotterie. Sie bestand darin, dass er im Schwarzwalde Häuser nach seinem Plane zimmern liess. Sie wurden auf Rheinflüssen nach Neuwied gebracht, dort aufgeschlagen und wohnlich ausgebaut. So entstanden neue Strassen von gleichartigen, wohnlichen Häusern, denen aber die Bewohner fehlten. Um diese zu gewinnen, musste jeder Anzuehende, jeder sich „setzende“ junge Bürger eine Anzahl von Lösen nehmen, deren Treffer — neue Häuser waren, die auf solche Weise um den billigen Preis weniger Taler gewonnen wurden. Da ereigneten sich denn manche seltsamen Umstände, und es kam vor, dass ein junger Bürger mehrere Häuser gewann. Natürlich waren es nicht immer die edelsten Elemente der Nation, die sich durch solche Vergünstigungen anlocken liessen, sondern auch mancher Glücksritter gürte seine Lenden und zog nach Neuwied. Aber der Tüchtigkeit der Neuwieder Bürgerschaft hat solcher Zuzug nicht Abbruch tun können. Und in allen Stürmen der Zeit, in Kriegs- und Wassernot hat Neuwieds Frieden und Wohlstand sich erfolgreich zu behaupten vermocht.

Wer heute die Stadt besucht und nicht gerade von einem lebenswürdigen Conscience oder Nichtchen aus einem der vielen Pensionate gütlich in Anspruch ge-

nommen wird, der wird vielleicht nach einer Promenade durch den schönen Schlosspark Gelegenheit suchen, in die weltlichen und geistlichen Unternehmungen der Brüdergemeinde einen Einblick zu erhalten. Nicht ohne Bewegung wird er dem angenehm schlichten Gottesdienst dieser in „Chöre“ eingeteilten Gemeinde beiwohnen.

Schräg gegenüber von Neuwied ist **Andernach** gelegen. Nach der neuzeitlichen Stadt, in der ein starker Zug pennsylvanischen Geistes weht, das uralte Andernach mit seinem verwitterten Wartturm, seinen mittelalterlichen Stadtmauern und seiner kaum durchbrochenen Glaubenseinheit — wach ein Gegensatz! Andernach ist eine Stadt von einer reich bewegten Vergangenheit.

„Wir hören von Andernacher Befestigungen und Andernacher Schlachten, soweit die Annalen der Geschichte reichen“ — bemerkt J. G. Köhl, der ausgezeichnete Kenner des rheinischen Bodens und seiner Geschichte. „Die Römer hatten hier ihren Stations- und Lagerplatz Antoniacum. Wir sehen hier bald niederrheinische, bald oberrheinische Völker erscheinen und mit den Römern kämpfen. Manche alemannisch-fränkische Schlachten, Vorläufer der grossen Schlacht von Zülpich, mögen hier ebenfalls ausgefochten worden sein. Im Mittelalter liess sich eine ganze Reihenfolge von Schlachten bei Andernach nachweisen. 678 wurde hier Karl der Kahle von Ludwig dem Jüngeren von Deutschland besetzt; 100 Jahre nachher (930) der Herzog Giselaert von Lothringen mit dem Herzoge Eberhard von Franken von Kaiser Otto dem Grossen; zwei Jahrhunderte nachher (1112) der Kaiser Heinrich V. von den Sachsen und dem Erzbischofe Friedrich von Köln. Auch der süddeutsche Kaiser Philipp focht hier (1199) gegen die Bundesgenossen seines norddeutschen Gegenkaisers Otto. Als später in der Neuzeit die Kriege der Deutschen mit den Franzosen begannen, wurde auch Andernach wieder von unseren westlichen Feinden besetzt. Turanne liess hier 1672 eine Brücke schlagen und ging hier über den Rhein, wie es einst auch Cäsar getan haben soll. Und 1688 verwüsteten die Franzosen diesen Punkt als einen deutschen auf ähnliche Weise, wie ihn einst die Deutschen verwüstet hatten, da er ein römisches Besitztum war. Auch im XVIII. Jahrhundert (z. B. 1702) hat Andernach zuweilen seine alte militärische Bedeutung offenbart.“

Diese Kriegszeiten haben sich denn auch zu Andernach ihre Gedenksteine errichtet, wehmütige Ruinen, halbverfallene Mauern. Nur die Pfarrkirche, ein spätromanischer Bau, dessen Chor wahrscheinlich noch aus der Karolingerzeit herüberraht, hat dem Wechsel der Zeiten Trotz geboten, als wollte sie sagen: Die Däuge der Ewigkeit sind erhaben über Werden und Vergelien des Irdischen.

Wie oft sind des Rheines Fluten von Kämpfen gerötet worden, wie oft mag sich hier aufgetürmt haben, was das Schwert getötet —

Die aber, heiterer Stern, in Deiner Fülle,
Des Weils segnet, wo verbei ein Fluss,
Dein Ufer trägt ew'ge Schicksale Hüfte,
Lies nur der Mensch die Hüfte, das ihm spinnst,
Und wähet nicht, was über der Mal verflüsst,
Mit einem Hades schauer Sichel nieder,
Wie wähet die Flut sich durch das Tal ergiesst!
Nack nicht der Himmel auf die Erde nieder!
Als Lette gessam Dich mit Recht die Stügen Lieder.

Auf der rechten Seite des Rheines tritt gleich hinter Andernach ein steller, mächtiger Berg an den Fluss heran, auf dessen Gipfel, fast einem Aschenstuflein vergleichbar, die geringen Ueberreste einer einst hoch berühmten Burg ruhen: Ruine Hammerstein. Diese Burg ist mit dem tragischen Geschick Kaiser Heinrich IV. eng verflochten. Es war im Jahre 1105, so erzählt uns Bernard in seinen Rheinromanen, als der große Burgvogt im trauten Burggemache sass. Neben ihm zur Linken stand an dem hohen, massiven Sorgenstuhle von durch die Zeit dunkel gewordenem Eichenholze sein altes, trones Schwert, während zur Rechten eine edle Fanglogge sass, die ihren Kopf auf den Schoss ihres Herrn gelogt hatte. Vor dem heiteren Alten, dessen Augen ernstfreundlich aus dem wettergebleichten Gesichte blickten und durch die grauen Augen-



APOLLINARISKIRCHE

und bekümmert fragten sie nach der Ursache seiner Betrübniß. „Ich habe euch ja,“ so luth der Burgherr an, „Ihr lieben Mädchen, aber, warum sollt ich's verschweigen, noch einmal so froh wäre ich, wenn ihr Wamsor statt Röcke trüget und das Schwert schwinget statt der Spindel. Ja, hätte ich nur einen Sohn und euch, ich wäre der glücklichste Vater.“ — „Und wer hindert dich, es zu sein?“ sprach sanft die Brause zu dem Greise, indem sie ihre feine Hand auf die schwollige Faust des Vorfinstorten legte. Der Greis blickte auf in die traulichen und mit liebevollem Ernste auf ihm ruhenden sanften Augen der lieblichen Jungfrau, und wie im Aerger über sich selbst schlug er sich seufzend vor die Stirn und entgegnete: „Haat Recht, Mädchen, Torheit ist's sich hinaus zu sehnen, wenn das Hans bestellt ist, wie das meine. Ich will nich auch nicht mehr darüber grünnen, es hilft ja doch nichts.“ — „Wart, Väterchen, ich lasse mir ein Wams machen, nehme einen Spieß und werde ein Junker. Du sollst deine Freude an mir erleben!“ neckte der muntere Blondkopf. „Des Abends nehme ich die Zither, ziehe vor der Liebsten Fenster und lispel mit zarten Tönen ein Ständchen.“ Munter trällerte sie hierauf ein neckisches Liedchen, bob leise und anmutig das Kleid ein wenig auf und tanzte im Gemach umher mit einem solchen Ernste, dass man sie unwillkürlich lachen musste, wenn man sie sah! Plötzlich jedoch blieb sie lauschend stehen, denn von unten hallten einige heftige, dumpfe Schläge herauf. Die Dögge fuhr auf und schritt mit kurzem Knurren und abgestossenen Lauten an die Tür, um dort zu schnoborn. „Zwei Pilger, welche Einlass begehren, harren aussen,“ rapportierte alshald ein Knecht. — „Laust sie herein und führt sie hierher. Hier soll niemand ohne Horberge und einen Nachtrank vorübergehen, so lange ich selbst noch einen Becher Wein im Keller habe.“ Der Knecht trat ab, und bald hörte man den Riegel zurückschieben und die Einlasspforten öffnen. Stimmen murmelten, Schritte kamen näher und bald darauf traten zwei Pilger in das Gemach. Der eine war ein jüngerer Mann, der andere ein älterer Greis.

brauen und kurzen, graun Haare noch freundlicher erschienen, stand auf dem schweren Tische eine blinkende Kanne voll des edlen Rheinweins, während zwei liebliche Mädchengestalten, wie Genieen des Glückes und der Zufriedenheit, mit kindlicher Liebe ihn zu erheitern strebten. Aber seltsam, beim Anschauen seiner blühenden Tochter bog ein leiser Schatten über das Antlitz des Alten. Seinen Kindern entging dies nicht,



DER LAACHER SEE

aus der zu unserer Linken bald hervortretende Felsenber Kopf, einst ein Feuer-schlund, der seine glühende Lava bis an das Ufer des Stromes hinausschleuderte. In das „vulkanische Rhein-land“, das hier hart an den Strom herantritt, führt uns eine Wanderung durch das Biedtal. Bei Bredl, dem am Bergeshang sich ausbreitenden freundlichen Dorfe, beginnt der Marsch, zu dem man sich am besten

Freundlich war der Vogt ihnen entgegengetreten, doch als er näher kam und in das von Leiden durchfurchte Antlitz des Greises sah, der eben seine Kappe zurückgeschlagen hatte, da sank er mit dem Ausrufe: „Mein Kaiser und Waffenherr!“ vor ihm auf die Knie.

„Ja, ja,“ sprach Kaiser Heinrich IV., der aus der Haft entflohen war, in welcher sein Sohn, auf den Rat der christlichen Erzbischofe hin, ihn gehalten hatte, „Ich bin es, treuer Waffenfrend, und komme als Flüchtling, von dir ein Obdach zu erbitten.“ „Als Flüchtling?“ rief voll schmerzlichen Stammens der Vogt. „Als Flüchtling?“ bestätigte Heinrich IV. „Ein schlimmer Feind von mir hat selbst den schwachen Greis zu beschimpfen gewagt und ihn verräterisch gefangen gesetzt.“

„Ha! wer ist der Schändliche, der solcher Freveltat sich vormessen darf an seinem großen Kaiser und Herrn?“ rief empört der biedergerimnte Ritter, indem seine Rechte das Schwert suchte und Kampflust ihm aus den Augen glühte. — „Mein Sohn ist es, mein eigener Sohn,“ wimmerte der arme Vater, indem er das Gesicht in seine Hände vergrub und bittere Tränen vergoss. „Der Sohn,“ stammelte zurücktaumelnd und mit Schauder der Vogt, an dessen Seiten sich die ebenfalls weinenden Mädchen drängten. — „Dankt Gott, dass ihr keinen Sohn habt, wackerer Frend, und dass die zarte Sittigkeit der Mädchen euer Alter erheitert. O, wie gerne tauschte ich mit euch, beneidenswerter Mann!“

Kaiser Heinrich IV. blieb einige Tage bei seinem Waffengefährten auf Hammerstein und wurde dann von letzterem gegen Köln hin geleitet, wo andere Getreue den schwerbeladigten Kaiser empfingen. Der Gram und die schmerzlichen Erfahrungen, welche er an den Fürsten machen musste, die die Stirn hatten, darüber noch zu triumphieren, dass er vor dem Papste um Gnade betteln musste, stürzten ihn bald nachher in das Grab. Die Reichskrone aber nebst den kaiserlichen Insignien wurden auf der Feste Hammerstein aufbewahrt, bis Heinrich V. diese Kleinodien in seinen Besitz brachte.

Wir sind leicht geneigt, dem zwieträchtigen Geschlechte der Menschen den Frieden der Natur als einen Spiegel vorzuhalten. Aber auch die Natur ist oft der Schauplatz gewaltigster Katastrophen. Daran erinnert



ABTEI MARIA LAACH

mit einem undurchlässigen Starlmantel ausrüstet. Denn eine Welt von Staub tut sich hier vor dem erstaunten Auge auf, Staub, wohin man tritt, Staub, wohin man sieht. Hier sind wir in des heiligen römischen Reiches Staubecke; selbst der Gelehrte, der bekanntlich den Staub als die Patina des Studierzimmers in Ehren hält, ist betroffen über die unergründliche Fülle des Staubes, den der Kobaltosen der Zeit in Jahrhunderten hier zusammengelagert hat. Aber trotz des staubigen Elements wird auch die gestrenge Herrin des Hauses mit innigem Vergnügen auf den sandigen Pfaden zur Seite des hurtigen Brohlbaches das Tal hinaufwandern. Aus oft wunderbar gestalteten Gruben wird der Tuffstein gewonnen, der, in Trassmühlen verarbeitet, vornehmlich bei Wasserbauten gern verwertetes Material gibt. In den Mühlen wird der Trass wie Mehl in Säcken verpackt, und man sieht zahlreiche schwer beladene Karren diese Säcke das Brohlthal hinabschaffen. Je höher in dem sich stark verengenden Tale wir steigen, um so mehr nähern wir uns den bewaldeten Höhen, die das Brohlthal umgeben. An der Schweppenburg vorüber, kommen wir in das hübsche Miniatur-Bad Törnstein, dessen heilkräftige Quellen bereits vor zwei Jahrhunderten geschätzt wurden. Das Wasser in dieser Gegend ist übrigens vielfach in dem Masse mit Kohlensäure gesättigt, dass nicht selten in Brausen, die man am Wege findet, die Kohlensäure perlend aufsteigt.

Hinter Wassernach gelangen wir in herrliche Buchenwäldchen, und wenn wir aus ihnen heraustreten, liegt vor uns einer der herrlichsten Bergseen der Welt: der Laacher See.

Schau dich ins Tal! Wir sind am Laacher See,
Ob rings die Höhe noch grüne Wälder krönt:
Hier wohnt ein tiefes, innerliches Weh,
Klaglos lebst du durch die Buchen thron.
Man sagt, dass er vor Zeit ein Kaiser war,
Froh' er die Höhe hin mit grünen Sphären:
Jetzt liegt er still, tiefblau, durchsichtig, klar,
Das hohe Schilf umflutet rings das Ufer,
Und drüher fließt der Wasserriegel klar.
Ein heiser Hauch ist hier der stürzende Hauch,
Es blüht in ruhiger Beschaulichkeit
Das weisse Kloster durch die grünen Schichten:
Die Kirche, welche ein Jahresend weilt,
Ragt viel grösser in einem stillen Lichte;
Der Glockenschall klingt nicht ins Land hinaus,
Der weisse Ton verhallt in nahe Klüften.
Fremde, hier laud ein fröhliches Haus,
Wo schmerzbeschwächt mit der Welt gekrochen,
Hier sitzen wohl die heilige Geist sich an,
Wo lobten fromm stets die Natur geprochen!

(Wolfgang Müller.)

In der Tat, es ist ein gewaltig ergreifender Anblick, diese feierlich stille, weit-entlegene Benediktiner-Abtei mit ihrer wunderbar schönen, stillen, romanischen Kirche an dem geheimnisvollen, unergründlich tiefen See. Fürwahr eine Stätte innerlichster Befragung und seelischer Erhebung, ein wehewoller Andachtsort.

Setzen wir von Brohl aus unsere Rheinfahrt fort, so grüssen uns nach kurzer Fahrt zwei Burgen: zur Linken Schloss Rheineck auf waldiger Höhe, einst der Mittelpunkt einer mächtigen Burggrafschaft, und zur Rechten Schloss Arenfels; auf einem weintraukten Hügel frei und sonnig gelegen. Auch die Burgherrn von Schloss Arenfels huldigten vor Zeiten einmal dem Branche, von den des Weges kommenden und rheinfahrenden Kaufleuten Zölle zu erheben. Die reiche Kaufmannschaft von Köln, die „Innung der Kaufleute allda“, führten hierüber bei dem dortigen Erzbischof Beschwerde, und dieser wandte sich mit „hütterer Beschwerde“ an den Lehnherrn der Burg, den mächtigen Erzbischof von Trier, Kuno von Falkenstein. Dies bot dem kriegstüchtigen Kirchenfürsten Anlass zu einer Strafexpedition. In der Limburger Chronik findet sich eine ungemein charakteristische Schilderung dieses wehrhaften, kraftvollen Erzbischofs in der urwüchsig treuherrigen Sprache jener Tage.

„Es war Herr Chuno,“ so heisst es in der Chronik, „ein herrlicher, starker man, wohl proportionirt von Leib und gross von allen Gliedern; er hatte ein grosses Haupt mit einem strauben, weiten und brünen Crullen (lockigem Haupthaar), ein breit Angesicht mit passenden Backen, ein scharf männliches Gesicht, einen bescheiden Mundt, die Gläffern etlichermassen dicke, die Nase breitt, mit geronnenen Naselöchern, die Nase was in der Mitte niedergedrückt, mit einem grossen Kinne, mit einer hohen Stirn; er hatte auch eine grosse Brust und seine Augen rothfarbig. Er stand auf seinen Beinen wie ein leuwe und hatte gutlich Geberde gegen seine guten Freunde und gegen seine unterthanen. Wenn er aber zornig was, dann schüttelten und pussen ihm die Backen, es stunde ihm wehslich und herrlich wohl an.“

Wenn man solche Schilderungen markigen, trotigen Ritters tums liest, kommen einem Byrons herrliche Gesänge in Erinnerung:

Auf diesen Massen und in diesen Wäldern
Da thront Macht und wilde Leidenschaft,
Der Burgern hoch in weissen Sand die Zinnen
Und raste mit der gleichen Lust und Kraft
Wie jense Becken, die fast mitleidhaft,
Was begehren sie, um als Dorn's zu greifen
Und gross zu stehen im Reich der Wissenschaft?
Nur weissen Mann und Größe, die sie weissen,
Denn ihre Tapferkeit, ihr Sinn war der von Helten.

Der nächste Ort, der an das Ufer des Stromes herantritt, ist das freundliche Städtchen **Linz**, das noch heute Stadtmauern und Türme aus seiner rühmlichen Vergangenheit besitzt.

Inmitten des stillen, ruhigen Ortes ist die romanische St. Martinskirche gelegen, deren Inneres das Auge des Kunstfreundes entzückt. In den Blättern der Linzer Stadtgeschichte nimmt eine eigenartige Fehde einen erheblichen Raum ein, die Fehde zwischen den Bürgern von Andernach und Linz. Es wird den Linzern vorgeworfen, dass sie in einem Kriege des kölnischen Erzbischofs Ruprecht von der Pfalz, ihre alten Bundesgenossen, die Andernacher, im ersten Schlafe überfallen und viele von ihnen getötet hätten. Die Andernacher sprechen seitdem von Linzer „Totschlägern“ und die Linzer von Andernacher „Stobenschläfern“. So erzählt Karl Simrock, und er setzt hinzu: „Bis auf unsere Tage heirateten die Einwohner beider Städte nicht untereinander.“ Aber die Zeit heilt viele Wunden. Und in unseren so gar aufgeklärten Zeitaltern wird eine schmachtende, braunäugige Andernacher Maid die Hand eines schmucken, jungen Barachen schwerlich darum abweisen, weil in der Vater Tagen zwischen Linz und Andernach bitterböse Fehde geherrscht hat. Linz gegenüber, zwischen Sinzig und Remagen, ergiesst die schmachtige Ahr ihre Wellen in den weiten Rheinstrom. Der schmale Fluss in dem breiten Bett schlurrt in sommerlichen Tagen an einen kleinen Knirps, der in Vaters Wasserstiefeln einherschreitet. Aber der kleine Fant kann zum Riesen werden, wenn im Frühling der Schnee in den Bergen schmilzt. Zwei mächtige Basaltkegel erhoben sich zur Rechten und zur Linken des kleinen Flusses; zu den Füssen des Letzteren, der von Trümmern einer alten Burg gekrönt ist, liegt das freundliche Bad **Neuenahr**, eines der besuchtesten Bäder Deutschlands. Ein grossartig eingerichtete und glänzend ausgestattete Badehaus bietet den Badegästen eine ausgezeichnete Unterkunft. Die Heilkraft der Quellen, die erst in neuerer Zeit erschlossen worden sind, wird ungemein hoch geschätzt. Jahr aus, Jahr ein werden Neuenahes Heilquellen unzähligen Patienten, die allen frohe Gäste an der Tafel des Lebens gewesen sind, zum rechten Jungbörn. Auch Neuenahes Umgebung mit ihrer stillen Anmut bietet allen müden Nerven erquickendes Labsal. — Die nächste Stadt ahraufwärts ist **Ahrweiler**, das noch von altem Mauerwerk umgeben ist und eine bedeutsame und reich geschichtliche Vergangenheit hat. Auch diese Stadt weist noch die Wunden auf, die französische Barbarei den Rheinländern einst geschlagen hat. Auf Ahrweiler folgt **Walporzheim**, alwo der hochberühmte, feurige Walporzheimer, ein Burgunder Kind, seinen Stammsitz hat. Immer erklüfteter wird nun die Landschaft, das Tal wird zu

einer Schlucht, an deren Seiten phantastisch gebildete Felsmassen aufragen. Die wunderlichsten dieser Felsküllissen, eine steil emporragende schwarze Klippe, trägt den Namen der „bunten Kuh“. Bald grüssen alte Burgen droben auf dem Berge, bald weidet sich unser Blick an den grünen Matten, durch die der kleine Fluss seine klaren, plätschernden Wellen dahinrauschen lässt. So gelangen wir auf den amüßigsten Wegen nach **Altenahr**, dem kleinen Flecken mit der grossartigsten Landschaft des Ahrials. Hoch über „ein Meer seltsam gestalteter Berggipfel“ hebt sich der Fels, den die Ruine der Burg Altenahr krönt.

Hoch auf der alten Ahrling wohnt die Götter,
 Wo untenmal der Fluss die Augen schaut,
 So muss er sich im Schlangenschwanz drehn,
 Kann wagt die dem ermannen Blick zu wehren,
 So sieht die äusserstlich und wild
 Die Felskassen sich im Dunkel haufen,
 Der Berg war jede Klippe hier ein Schild,
 Abgahn die Klüften, dunkel aufgrissen,
 Sind Götter ihr; doch wanniges Gefühl
 Muss rings da in der ersten Landschaft wohnen!

(Wolfgang Müller.)

Bereits im X. Jahrhundert soll die Burg mit mächtigen Türmen hier gestanden haben. Sie ist lange der alte Gradensitz des Ahrgaues gewesen. Im ausgehenden Mittelalter kam sie in Besitz des Erzbischofs von Köln, und zu Zeiten galt sie für eine der bedeutendsten Burgen des Kölnischen Kurfürstentums. Ihr Ruhm nahm ein schmerzliches Ende, als unter Ludwig XIV., dem „allerchristlichsten König“, die französische Soldateska die blühenden Gebilde der rheinischen Kultur mit den Hufen ihrer Rosse zerstämpfte.

Über Altenahr hinaus gelangen wir bald in die Eifel, der Rhein indessen ruft uns zurück. Wir verlassen seine Gestade bei der Mündung der Ahr. Zur Rechten der Mündung ist **Sinzig** gelegen, freilich noch eine halbe Stunde bis zum Rhein, den in grauer Vorzeit die Fluten der jugendkräftigen Ahr sowohl nach rechts gedrängt haben. Sinzig ist durchaus nicht ein Städtchen, wie alle andern auch sind, sondern es

hat eine ehrwürdige Vergangenheit hinter sich. In diesen Stadtmauern, die noch heute zum Teil vorhanden sind, hat sich eine reiche Geschichte abgespielt. Vermutlich haben die Römer den Ort schon gekannt.

Später, um die Mitte des VIII. Jahrhunderts, erhob sich hier eine fränkische Königsburg. Diese Burg hat manchen hohen Gast gesehen. Kaiser Friedrich Barbarossa hat hier wiederholt gewohnt. Im Jahre 1330 wurde Sinzig von Ludwig dem Bayern an den Markgrafen Wilhelm von Jülich verpfändet. Und so sind die Bürger Sinzigs in die

Kriege ihrer Herren hineingezogen worden und haben manche Kriegenot durchkosten müssen. Den schönsten Schmuck der Stadt bildet die ungemein anmutige Pfarrkirche im späromanischen Stile, die, auf einer Anhöhe gelegen, zum Rhein hinüberschaut.



DER ROLANDECK

Auf der nördlichen Seite der Ahrmündung liegt **Remagen**, von dem man mit Sicherheit weiss, dass es zur Römerzeit bereits bestanden hat. Im Laufe der Jahrhunderte ist die Stadt oft eine Schicksalsgenossin Sinzigs gewesen. Erst unter preussischer Herrschaft ist sie wieder, wie einst im frühen Mittelalter, zu einer ruhigen und stetigen Entwicklung gelangt. Was in neuerer Zeit den Ruhm des alten Rigomagus aller Welt verkündet, ist die unvergleichlich schöne Apollinariskirche. Ehedem stand hier eine Wallfahrtskirche, die das Haupt des heiligen Apollinaris, des mächtigen Bischofs von Ravenna, als kostbarem Schatz hütete. Reinhold von Dassel, Erzbischof von Köln, so erzählt die Legende, hatte von Friedrich Barbarossa diese Reliquie zum Geschenk erhalten und gedachte, sie nach Köln zu bringen, wo sie im Reliquienschrein des Domes neben den gleichzeitig empfangenen Häuptern der heiligen drei Könige ruhen sollte. Als aber das Schiff, auf welchem der Erzbischof mit seinem Gefolge diese Reliquie nach Köln überführen wollte, an dem heutigen Apollinarisberge vorüberfuhr, wurde es durch unsichtbare Mächte gewaltsam in seiner Fahrt gehemmt und liess sich erst von dem Strom talwärts treiben, nachdem das verehrungswürdige Haupt des heiligen Apollinaris in der Bergkapelle heilgesetzt war. Die heutige Apollinariskirche, von dem Kölner Dombaumeister Zwirner im Jahre 1839 erbaut, ist ein göttlicher, viertürmiger Wunderbau von reizvoller Zierlichkeit. Das Innere dieses Gotteshauses ist das Entzücken eines farbenfrohen Auges. Die grossartigen Freskengemälde Düsseldorfer Meister, die den herrlichen Schmuck der Wände bilden, gehören zu dem Ausgezeichnetsten, was die religiöse Malerei der neueren Zeit geschaffen hat.

Der Dampfer führt uns von Remagen nach Unkel, berühmt wegen seiner herrlichen Aussicht auf das Siebengebirge. Noch einige Minuten und wir stehen zu **Rolandseck** an den Pfosten des rheinischen Paradieses. Hier geht sogar unserem getreuen Eckart an Reisen, dem Doktor der Reisekunst Baedeker, das Herz auf. „Es entfaltet sich hier eine Landschaft“, schreibt er, „welcher an Mannigfaltigkeit und Erhabenheit keine am Rhein gleichkommt. Jeder Sonnenstand, jede vorüberziehende Wolkenmasse gibt diesem reizenden Bilde eine andere Färbung.“ K. Simrock sagt, diese Gegend von Unkel bis Bonn finde in Deutschland nicht ihresgleichen, sie werde in Italien nur durch den Golf von Neapel überboten. Kollbach preist gleichfalls das wunderherrliche Panorama von Rolandseck als eines der schönsten der Welt.

Ja, Rolandseck ist unter allen Punkten am ganzen Rhein vielleicht derjenige, welcher das herrlichste Landschaftsbild zur Anschauung bringt. Auch an dieser Stelle erscheint der Rhein wie in eine Talmulde gebannt; seine Fluten fliessen gestaut mit breitem Spiegel hindurch. Die schönen mit Gartenland und Häfen geschmückten Inseln tauchen prächtig aus der durchsichtigen Flut, auf der sich der Widerschein der hohen Baumwipfel und des stillen Klosters von Nonnenwerth hell und klar abzeichnen. Schon von fernher sieht man hier die zahlreichen Fahrzeuge heranziehen; schmucke Dampfboote voll fröhlicher Menschen, gewaltige Schloppdampfer mit schwerem Anhang. Dann wieder gleiten vereinzelte Segelboote mit hohen Masten flussabwärts und verlieren sich still und feierlich in der Weite.

Die Ufer zur Rechten des Stromes bieten das Bild höchster Anmut, reichsten Anbaus und einer bescheiden angewendeten Kunst, welche die Schönheit der Natur nur erhöht. Herrliche Parkanlagen sieht man dort, mit zahlreichen fremdländischen Baumformen, welche der Landschaft einen seltsamen, fast stülischen Charakter verleihen. Saubere Landhäuser oder anspruchsvollere Villen erheben sich aus diesen Anlagen und lassen nur hier und da die geraden Linien der Strassen und Bahnen hervorblicken, auf denen beständig ein reger Verkehr stattfindet, der aber hier durchaus nicht unangenehm auffällt, sondern sich unter der überwiegenden Naturfülle dieses glücklichen Striches verbirgt. Und um diesen wundervollen Talgrund, auf dem Geschichte und Sage so reiche Erinnerungen wecken, gruppiert sich ein Bergland von unerreichbarer Schönheit. Die schlichten Umrisse des Siebengebirges sind hier allerwärts von den edlen und stolzen Formen vulkanischer Erhebungen überragt. Der Blick von Rolandseck auf das Siebengebirge und die vereinzelten Kegel des Westerwaldes zeigt uns eine so edle Gestaltung des Berglandes, so kühne Formen der Umrisse, wie sie kaum ein anderer